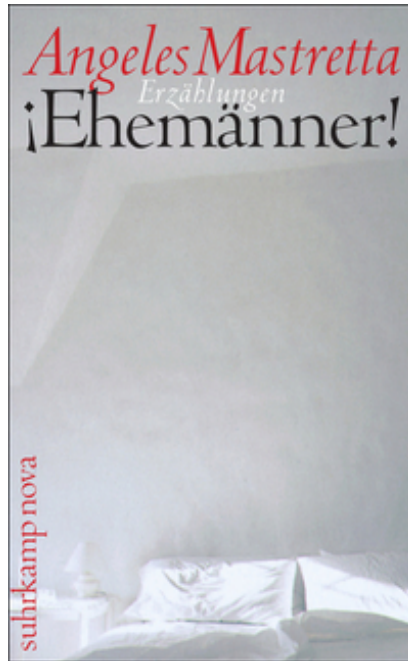


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Mastretta, Angeles
¡Ehemänner!

Erzählungen
Aus dem Spanischen von Petra Strien

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4101
978-3-518-46101-3

suhrkamp nova

Angeles Mastretta

¡Ehemänner!

Erzählungen

Aus dem Spanischen von
Petra Strien

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
Maridos

bei Editorial Seix Barral, Barcelona.

Die Auswahl der Erzählungen in diesem Band
wurde vom Verlag getroffen.

© Angeles Mastretta, 2007

by arrangement with Mercedes Casanovas Agencia Literaria S. L.,
Barcelona

Umschlagfoto:

William Abranowicz / Art + Commerce

Deutsche Erstausgabe

suhrkamp taschenbuch 4101

Erste Auflage 2009

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels

ISBN 978-3-518-46101-3

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

;Ehemänner!

*Für Catalina und Mateo,
die voller Leidenschaft leben
und von den Sternen träumen.*

An einem orange schimmernden Abend öffnete Julia Corzas ihrem dritten Ehemann die Tür. Er war ein Muster von einem Mannsbild mit zupackenden Händen und munter blitzenden Augen, das sich einst für den Liebling der Götter gehalten hatte. Seine Schultern bewahrten immer noch den Zauber eines Zigeuners und seine Füße den Gang eines Kriegers. Sein Haar war einmal kastanienbraun gewesen, doch als sie ihn jetzt auf der Schwelle ihres Hauses stehen sah, verweilte das Licht, das seine Stirn erleuchtete, auf seinen grauen Schläfen und milderte die Geste, mit der er sie begrüßte, ohne den Mund zu öffnen.

»Man sollte immer darauf achten, gut auszusehen«, sagte er wie zu sich selbst.

Als sie ihn kennenlernte, war Julia Corzas blass gewesen wie ein Spatz, unbesonnen wie ein Kanarienvogel, starrköpfig wie ein Specht, in sich gekehrt wie eine Eule, unermüdlich, als wäre sie ein Kolibri. Solch unterschiedliche Flügel bei ein und derselben Frau formten ein attraktives, unstetes Geschöpf, das stets darauf bedacht war zu betonen, dass es nichts mehr erstrebe, als zur Ruhe zu kommen. Fortan schlief er in ihrem Bett zwischen dem einen und dem anderen Ehemann.

Seit vielen Jahren hatten sie sich nicht mehr gesehen. Neun waren es her, seit er gegangen war und sich Julia dem mittleren Alter näherte, ein trauriges Buch las und dabei die fröhlichste Frau war, die es unter der späten Abendsonne je geben konnte.

Sie holten das Schachbrett hervor. Unten lag verschlafen der See. Julia Corzas lächelte, wobei eine Reihe hübscher kleiner Zähne zum Vorschein kam. Es gab wenige Land-

schaften, die so perfekt waren wie Julias Lächeln mit den Bergen im Hintergrund, Julias Augen, die mit diesem Anflug von Schalk, den sie nie verloren, aufs Wasser blickten, Julias Kopf, der, wie er wusste, rund um die Uhr einer Hintergrundmusik eigener Erfindung lauschte.

»Wo hast du dich nur herumgetrieben?«, fragte sie.

Er zog eine Zwanzig-Centavo-Münze aus seiner Hosentasche hervor, wie sie Mitte des letzten Jahrhunderts in Mexiko im Umlauf war. Die hatten sie benutzt, um je nach Kopf oder Zahl zu ermitteln, wer den ersten Zug tun durfte. Er warf sie in die Luft.

»Kopf!«, bat Julia Corzas fast im gleichen Moment, als er die Kupfermünze mit beiden Händen auffing.

»Zahl!«, sagte er und zeigte die Münze mit dem Landeswappen auf der einen Seite, dem Adler, der die Schlange frisst, und mit der von einer phrygischen Mütze erleuchteten Pyramide auf der anderen.

Er machte es sich ihr gegenüber bequem.

»Und was ist aus deinem Mann geworden?«, fragte er.

»Mein Mann ist mit der Frau eines anderen Mannes auf und davon.«

»Endlich«, sagte er.

»Glaub ja nicht, dass du in mein Bett darfst.«

»Ich habe es nie verlassen«, sagte er.

Julia brauchte einen Schnaps. Er wollte auch einen.

»Hast du Schokolade?«, fragte er.

»Du bist der einzige Mann, der Schokolade mag.«

»Warum ist dein Mann gegangen?«

»Warum gehen die Männer? Warum bist du gegangen?«

»Ich bin doch hier«, sagte er.

»Jetzt«, sagte Julia Corsas, und ein Engel huschte vorbei mit seinem Schwall aus Schweigen.

*Jeder, der sich auskennt, ahnt,
dass hinter dem Schweigen eines Engels
immer eine Geschichte steckt.
Oder viele.*

Alles oder nichts Da konnte einen schon die Wut packen, denn nachdem man sich dermaßen geliebt hatte und immer wieder auf andere Art, war es ein Jammer, jetzt, nach den zweihundert Jahren, die sie sich bereits kannten, auseinanderzugehen, einfach so.

Von zweihundert Jahren sprach sie, da sie mit der Zeit zu der Überzeugung gelangt war, dass es so sein musste. In ihrem eigenwilligen Glauben an das Absolute bediente sie sich aus allen ihr zur Verfügung stehenden Religionen, und die Sache mit den mehreren Leben, den jungen und den alten Seelen, hatte ihr auf Anhieb gefallen, weil es sich anhörte wie eine aus silbernen Fäden gesponnene Wahrheit.

Nichts ließ sie an dem Glauben zweifeln, dass sie sich schon zu lange kannten, um sich noch zu erinnern, seit wann genau. Sicherlich, so vermutete sie, waren sie sich zum ersten Mal im Jahr 1754 begegnet, vielleicht in Valencia, und ein weiteres Mal oder viele weitere Male im Laufe des 19. Jahrhunderts, mitten in einem Krieg oder auf einem Ball, doch ihre Begegnung im Jahr 1967 auf einer Treppe unmittelbar im Zentrum von Puebla hatte den letzten Ausschlag gegeben, und zwar mit glücklichem Ausgang, obwohl es auch diesmal, wie schon so manches Mal, um ein Haar ein schlechtes Ende genommen hätte.

Wer weiß schon, warum das Leben ausgerechnet solchen Menschen ein Bein stellt, die von außen gesehen gar nicht anders können, als für den Rest ihres Lebens ein Paar zu bleiben; aber manchmal geschieht es, wie gesagt, und dann trauern nicht nur die beiden, sondern die ganze Welt wird merklich einen Hauch trauriger.

Im 20. Jahrhundert wurden Ana García und Juan Icaza,

große Namen jener kleinen Stadt, in dem Moment zum Paar, als besagte Treppe sie mit ihrem magischen Zauber belegte. Ana befand sich auf dem Weg hinauf, und er kam von oben herunter, als die Luft zwischen ihnen von dem Geruch unter ihren Kleidern gestreift wurde. Sie trug ein weißes Kleid, denn es war heiß. Er hielt in der Hand einen Cordobeser Hut, mit dem er jeden glauben machte, er sei auf dem Weg zum oder vom Stierplatz.

Zu jener Zeit war es dort noch Sitte, dass die Männer den Frauen den Hof machten, und dafür brauchte er gerade mal eine halbe Minute. Er fragte sie, ob sie die Tochter ihres Vaters sei, und erklärte ihr, er stelle den Zwirn her, mit dem der gute Señor seine Stoffe webe. Und dann fügte er noch hinzu, sie erinnere ihn an eine Friedenstaube, woraufhin sie ihm lächelnd entgegnete, die Tauben befänden sich doch ständig im Krieg, immerhin gebe es keinen Platz, keinen Glockenturm, der das Gegenteil beweise, und einer Frau in Weiß sei ohnehin nie über den Weg zu trauen.

Sie hatte die alte Weisheit, nach der Ironie bei Männern nicht ankommt, vergessen und sich zu ebensolcher hinreißen lassen. Fortan sollte ihre Beziehung ihre Hochs und Tiefs erleben, sooft Ana das Unabänderliche mit Spott bedachte. Das galt etwa für Juans Selbstverliebtheit, seine Geschwätzigkeit, seine maßlose Eitelkeit und die Tatsache, dass man ihm den notorischen Trinker ansah.

Eine Zeitlang waren sie ein Paar. Eines von denen, die sich noch vor der Haustür verabschieden, wo ihr Rendezvous eigentlich erst richtig hätte beginnen sollen.

Einmal ging er nach solch einem Abschied mit seinen Freunden noch einen trinken, und aus dem Umtrunk wurde im Nu ein Techtelmechtel mit einer Rothaarigen. Am nächsten Morgen erwachte die halbe Stadt zu dem Getu-

schel, Icaza habe mit einer Gringa getanzt, die an ihm geklebt habe wie eine Briefmarke.

»Ich war doch betrunken«, entschuldigte er sich.

»Umso schlimmer«, sagte Ana und löste sich aus der Umarmung, die kaum eine gewesen war.

An jenem Morgen und an den dreißig folgenden stand Juan singend unter Anas Balkon, und während sie sich taub stellte, bedauerte der Rest ihrer Familie, es nicht zu sein. Begleitet wurde er von einem Mariachi, der alle Lieder von vorne bis hinten auswendig kannte, in denen an irgendeiner Stelle eine undankbare Taube besungen wird. Ganz zu schweigen von der schwarzen Taube oder der geliebten Taube, derjenigen, die sich am Fenster niederlässt, oder einer anderen, die niemals kommt, der Taube, in deren Armen man die nie erträumte Liebe erfahren hat, derjenigen, die sehr wohl weiß, dass es ihn zerstören wird, sollte sie je den Glauben an ihn verlieren.

Doch sosehr sie sich auch die Kehle aus dem Leib sangen, weder der Mariachi noch die Tauben und am allerwenigsten Juan fanden Pardon.

Später wurde Juan Torero, und Ana eröffnete einen Laden. Sie tat sich mit ihrer Schwester zusammen, um die Stoffe zu verkaufen, die ihr Vater herstellte. Es sollte nicht lange dauern, bis beide einen anderen Partner heirateten. Wie es soweit kommen konnte? Solche Dinge passieren eben. Ana brachte eine Tochter zur Welt, und Juan hing den Stierkampf wieder an den Nagel, um für seinen ersten Sohn und bald auch für den zweiten zu sorgen und für seine Frau, die zwar wenig sprach, aber dafür über alle Welt schlecht. Das Geschäft, in dem die beiden Schwestern die Stoffe aus der kleinen Fabrik, die ihnen ihr Vater vererbt hatte, en gros an den Einzelhandel weiterverkauften, lief immer besser. Bald florierte das gesamte Unternehmen.

Inzwischen arbeitete Juan wieder in der Spinnerei, die seiner Familie gehörte und die ohne seinen tatkräftigen Einsatz an den Rand des Ruins geraten war. Wer weiß, was für eine Sehnsucht den Vater in sein spanisches Heimatdorf zurückgetrieben hatte, während der Sohn mit den Stieren kämpfte; jedenfalls lag das Geschäft bei Juans Rückkehr halb vergessen am Boden. Juan, der ein Dickkopf war und alles, was in seinem Leben bisher schiefgelaufen war, wieder gut machen wollte, beschloss, die Firma zu neuem Leben zu erwecken, und gab nicht eher auf, bis er die Produktion um das Zwanzigfache gesteigert hatte. Das Trinken gab er nicht auf. Aber dafür war er fleißig. Auf diese Weise machte er ein Vermögen.

Unterdessen gebar Ana noch zwei Kinder. Da die Kinder im Abstand von fünf Jahren zur Welt kamen, hatte sie sowohl die Probleme als auch die Freuden einer Mutter von drei Einzelkindern. Es ging ihr gut. Das Geschäft hatten die zwei Schwestern um drei Filialen erweitert, und jetzt befehligten sie ein kleines Heer von Frauen, wie manche Männer ein Heer von Männern. Diskriminierung gab es bei ihnen höchstens im umgekehrten Sinne, was in ihren Augen nicht nur recht und billig war, sondern auch erforderlich, solange es in den meisten anderen Geschäften keine Frau gab, schon gar nicht eine, die die Hosen anhatte.

Irgendwann fing Ana an, bevor sie sich auf den Weg zur Arbeit machte, frühmorgens zu joggen, auch um gegen das Gefühl der zerrinnenden Zeit anzulaufen. Sie joggte gerade am Fluss entlang, als eine zweifelhafte Freundin – wahre Freundinnen würden nie weitertratschen, was ihnen der Wind zuträgt – Andeutungen machte, ihr Gatte habe eine Geliebte, eine, die seine Vorliebe für Pferde und die Berge teile.

Auch das kann vorkommen, sagte sich Ana, und anstatt sich aus der Ruhe bringen zu lassen, ließ sie den Fluss Fluss sein und fing an, unter lauter Zwirn nach Vergangenen zu forschen.

Sie traf sich mit ihm, als hätten sie sich erst am Vorabend getrennt. Sie brauchten keine Worte, denn sie hatten aufeinander gewartet. Er war immer noch schlank, ohne Bauchansatz. Arrogant, aber sympathisch, ein wenig geizig, wie gehabt, nüchtern nur am Morgen und leidenschaftlich wie in ihrer Erinnerung. Jetzt trennten sie sich nicht mehr vor der Haustür, ohne den Stoff ihrer Liebe gewirkt oder sich ein Wort oder einen Vorwurf, eine Liebkosung oder eine heftige Erregung erlaubt zu haben.

Der einzige Vorwurf, den sie sich ersparten, war vielleicht die Zukunft. Sie lebten im Hier und Jetzt wie auf einer eisernen Brüstung, auf einem schmalen, aber stabilen Grat, von dem sie niemals absteigen wollten. Jeder von ihnen besaß ein eigenes Heim, eine eigene Welt, und jeder wusste, dass seine ganze Welt auch woanders sein konnte.

In wenigen Jahren lernten sie alle günstig gelegenen Hotels der Stadt kennen. An einem oder zwei Nachmittagen verbrachten sie die Siesta miteinander, mindestens zehnmal am Tag telefonierte sie und bei Tagesanbruch vermissten sie sich. Dann diente ihm sein Kummer als willkommenener Vorwand, um alles, was er kriegen konnte, in sich hineinzuschütten, und seiner Ehefrau machte er das Leben schwer. In der gleichen Zeit versorgte Ana ihren Garten und ihre Kinder, erledigte ihre Arbeit und vertiefte die freundschaftlichen Bande zu ihrem Ehemann. Schließlich kam es soweit, dass Juan sich scheiden ließ und Ana nicht.

Dieses Missverhältnis brachte ihre Beziehung unweigerlich aus dem Gleichgewicht. Die Zeit, derer er zu viel be-

saß, fehlte ihr ständig. Er lebte allein, während sie von vielen Menschen umgeben war. Selbst ihre Mutter und ihre Schwiegermutter zogen schließlich in ihre Nachbarschaft. Ununterbrochen hatten die Kinder Freunde zu Gast, und samstags und sonntags wollte ihr Mann sie für sich haben. Mit der Zeit fing der arme Juan an, sich über seine unglückliche Lage zu beklagen, bis er Ana eines Tages vor die Wahl stellte: entweder er oder ihre Familie, er oder ihre andere Welt, die sich in ihrem Kopf immer breiter machte, er oder er, er oder nichts. Nichts wie er. Nichts, nur er.

Sie hatten sich bis zur Erschöpfung geliebt, und obwohl Ana sich am liebsten nicht von der Stelle gerührt hätte, nicht für alles Gold der Welt, machte sie sich jetzt, schweren Herzens, aber unabänderlich, auf den Weg heim in ihre goldene Welt, die Welt, die sie andernorts besaß.

»Wohin gehst du?«, fragte er, während er die Hand in Richtung Nachttischschublade ausstreckte, um nach einer Schere zu suchen.

»Wie kann man nur so hartnäckig sein, Tag für Tag fragst du, was du ohnehin schon weißt.«

»Ich werde nie mehr trinken, ich verspreche es dir.«

»Versprich es dir selbst, das bist du dir schuldig. Dir und dem, was wir nicht haben konnten.«

Juan lächelte traurig mit dem Blick des Verlassenen. Sie tastete unter dem Laken nach ihren Spitzendessous. Derweil griff seine Hand nach dem dunklen Flaum zwischen ihren Schenkeln. Er streichelte die Stelle.

»Wie hübsch du das hast. Wenn du schon gehen musst, lass mir wenigstens etwas davon hier«, bat er und kam mit der Schere näher.

Ana willigte ein. Sie streckte die Arme über den Kopf aus und schob ihre Scham vor. Unmittelbar am Scheitel-

punkt jener Pracht schnitt er eine Locke ab. Dann huschte ein Engel vorbei und breitete über sie das längste Schweigen ihres Lebens. Eine ganze Weile rührten sie sich nicht. Er umklammerte die Schere und die Haarlocke mit der Faust, sie schloss die Augen, um sich, bevor sie ihn in einer fremden Welt verlor, diesen Augenblick auf ewig im Zentrum all ihrer Erinnerungen einzuprägen. Als wollte sie sich von einem Baum losreißen, sprang sie anschließend auf und unter die Dusche, in die Kleider, ins Auto und fuhr heim. Ihre Lippen waren zu einem Lächeln geöffnet, so dass sie den Mund nicht mehr zubekam. Lächelnd lauschte sie den pubertären Geschichten ihrer Ältesten, und lächelnd richtete sie ihren Blick während des Abendessens auf ihren Mann, der seinen Blick auf den Fernseher gerichtet hatte.

»Was birgt dieses Lächeln?«, fragte der Mann.

»Ein Spiel«, sagte sie, bevor sie einschlief, ohne ihr Lächeln abzulegen, das sie über Nacht, am folgenden Morgen, den ganzen Tag über und bis zum übernächsten Tag beibehielt. Erst dann fing sie an, sich Sorgen zu machen, weil Icaza sich in all den Stunden nicht gemeldet hatte. Gleich nach dem Aufwachen schaltete sie ihr Handy ein, doch bis zwei Uhr bekam sie nur belanglose Anrufe und Nachrichten. Von ihm keine Spur. Sie sperrte den Laden ab und fuhr los, um ihre Kinder von der Schule abzuholen. Die drei kamen in Begleitung von zwei Freunden, und alle fünf verbreiteten einen Heidenlärm, als sie in den Van stiegen. Ihr Handy klingelte.

»Wo treibst du dich herum?«, fragte eine Stimme, die schwer war wie Stein. Sie wusste sofort, was mit dem Besitzer dieser Stimme los war. Er musste sich seit mindestens vierundzwanzig Stunden ununterbrochen zugeschüttet haben. Er war voll bis an die Haarspitzen.

»Warum tust du das?«, fragte sie.

»Aus dem gleichen Grund, aus dem du woanders lebst.«

»Mama, wollen wir noch lange hier rumstehen?«, fragte die jüngste Tochter, die ihr heiteres Gemüt von der Mutter geerbt hatte.

»Noch ein Weilchen«, sagte Ana.

»Nicht ein Weilchen«, unterbrach sie Juan. »Ich mache so lange weiter, bis ich tot bin. Ich habe es satt, immer nur allein zu sein, ohne Frau ins Kino zu gehen, so dass man sogar schon tuschelt, ich sei mit einem Mann liiert, was auch erkläre, warum man seit meiner Scheidung nichts mehr über mein Sexualleben höre, obwohl das, wenn man meiner Frau Glauben schenken möchte, schon vorher nicht anders war.«

Ana ließ den Motor an und fuhr langsam los.

»Können wir kurz beim Videoclub vorbeifahren?«, fragte der mittlere Sohn.

»Ja, können wir«, sagte Ana.

»Gar nichts können wir«, tönte es aus dem Telefon.

»Wir könnten uns lieben«, sagte Ana.

»Ja, im Geheimen, ich habe diese Heimlichtuerei satt, hörst du, Ana, habe es satt, habe es satt.«

»Das merke ich«, sagte Ana.

»Halt mal eben hier an, Mama, hier«, befahl ihr Ältester, während er die Wagentür öffnete.

»Vorsicht«, sagte Ana, als sie ihn aus dem Wagen springen sah.

»Vorsicht, warum? Vorsicht, dass sie nichts merken, Vorsicht, dass sie uns nicht anstarren, Vorsicht, es ist schon spät. Ich habe es satt«, tönte Juans Stimme so laut, dass das Handy bebte.

»Ich merke schon, dass du es satt hast. Hör auf, dich voll-

laufen zu lassen, ich bin gleich da«, sagte Ana, ohne dass sie ihn groß zu fragen brauchte, wo er sich befand.

»Einen Scheiß wirst du tun, ich kann doch deine Gören hören; du treibst dich überall herum, nur nicht bei mir.«

»Ich sage doch, ich bin gleich da.«

Sie legte auf und rief bei ihrer Schwester an. Schwestern sind zum Anrufen da.

»Du steckst mal wieder im Schlamassel«, sagte die Schwester. »Dabei bin ich eigentlich zu dir gekommen, um dich zu sehen.«

»Bei mir zu Hause gibt es nichts Essbares.«

»Das sehe ich.«

»Ich wollte Pizza für alle bestellen.«

Offenbar hielt ihre Schwester das für eine fantastische Idee. Sie lebte allein, und bei ihr lief es weniger gut. Anders als Ana war sie die Alleinstehende und ihr Freund verheiratet. »Wer weiß schon, was mit uns los ist«, pflegte sie zu sagen. »Laut Aussage der Therapeutin neigen wir zu gestörten Beziehungen, aber was wissen schon die Therapeuten, nicht mehr als früher die Priester. Nämlich nichts. Manchmal hören sie einem wenigstens zu. Gestört sind wir doch alle.«

Sie trafen zu Hause ein.

»Wohin gehst du noch?«, fragte Anas Tochter.

»Ich brauche nicht lange. Kümmert euch um eure Tante«, sagte Ana und zwinkerte ihrer Schwester zu, die sie mit einem Wink verabschiedete.

Ana betrat den Hinterraum einer Kneipe mitten im Gewerbegebiet, das noch bis vor kurzem am Stadtrand gelegen hatte. Dort stieß sie auf Juan, der sich gerade lauthals über sein Unglück ausließ, während aus einem Kassettenrecorder ein Mariachi ertönte, der an wen auch immer die Frage stellte: »Wie kann ich dich vergessen?«

Als Juan sie kommen sah, grölte er völlig schief mit.

»Wen willst du vergessen?«

»Als wüsstest du das nicht. Du bist wie alle Weiber. Und das, wo du für mich immer meine Königin warst.«

»Sprücheklopfer. Lügner. Ich? Erzähl keine Märchen. Nichts als leere Versprechungen. Du machst doch immer weiter mit dem Trinken. Das vergisst du allerdings nie.«

»Verschwinde, ich will dich nicht mehr sehen«, sagte er.

»Ich gehe, aber dich nehme ich mit. Don Clemente kann hier nichts anfangen mit einem Betrunkenen. Komm, gehen wir nach Hause.«

»Was nicht dein Zuhause ist«, stammelte Juan.

»Ich weiß. Aber du gehörst mir, und deshalb bring ich dich jetzt heim.«

»Einen Scheiß gehöre ich dir. Du bringst mich nirgendwohin. Hier sorgt Don Clemente für mich und legt mir meine Musik auf.«

»Und knöpft dir dein Geld ab und verkuppelt dich. Los, gehen wir.«

Sie hievte ihn in ihren Van wie ein schweres Gepäckstück und brachte ihn in seine Wohnung, die in der Tat nicht ihre war. Dort ließ sie ihn in der Obhut seines Freundes Federico, der einzigen Person, die in der Lage war, Juan beizustehen, wenn der Rausch allmählich seine angenehme Wirkung verlor und zur Tortur wurde. Federico war nüchtern wie ein Glas Wasser und im wahrsten Sinne des Wortes gutherzig. Obwohl er immer stärker erblindete, bewegte er sich im Dunkeln wie andere bei Licht und konnte sehen, was andere nicht sahen: Sein Freund Juan war ein unverbesserlicher Säufer und eindeutig das, was man in der Sprache der Mediziner lapidar Alkoholiker nannte.

»Und Sucht und Frust und Willensschwäche und Wut,